

k.

Leseprobe aus:

**Félix J. Palma**

## **Die Landkarte des Himmels**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# Erster Teil

Wohlan, geschätzter Leser, vertiefe dich ohne Furcht in die Seiten unseres Büchleins, auf denen du unglaubliche Abenteuer finden wirst, die deinen Mut und vielleicht sogar deinen Verstand auf die Probe stellen!

Wenn du glaubst, unser Planet kreise völlig gefahrlos im weiten All, wirst du feststellen, dass uns von den Sternen unermesslicher Schrecken zu treffen vermag.

Daher sehe ich es als meine Aufgabe an, tapferer Leser, dich darauf hinzuweisen, dass du hier vielleicht einem Grauen begegnest, das, als von Gott gesandt, deine unbescholtene Seele niemals für möglich gehalten hätte.

Sollte die nachfolgende Geschichte nicht große Gefühle in dir wecken, erstatten wir die paar Cent, damit du sie für etwas Aufregenderes ausgeben kannst, falls du solches zu finden vermagst.



«Was glaubst du, was das ist, Peters?», fragte ein anderer Matrose, ein gewisser Carson, als wäre der Mestize in dieser Situation eine größere Autorität als selbst der Kapitän.

Peters wartete mit der Antwort und überlegte, ob den Kameraden zuzumuten war, was er ihnen zu enthüllen gedachte.

«Ein Dämon», sagte er düster. «Und er kommt von den Sternen.»

## I

Herbert George Wells hätte gern in einer gerechteren und respektvolleren Welt gelebt; einer Welt, in der es so etwas wie eine künstlerische Moral gäbe, die es verböte, das geistige Eigentum anderer zum eigenen Vorteil auszubeuten, und in der jenen gewissenlosen Zeitgenossen, die dies dennoch täten, auf der Stelle ihr sogenanntes Talent verkümmerte und sie dazu verdamnte, das Leben auf genauso undankbare Weise zu fristen, wie dies die Durchschnittsmenschen taten. Doch leider war die Welt, in der er lebte, nicht so. In der Welt, in der er lebte, war alles erlaubt; zumindest glaubte Wells das, und dies nicht ohne Grund, denn nur wenige Monate nach Erscheinen seines Romans *Krieg der Welten* hatte ein amerikanischer Schreiberling namens Garrett P. Serviss die Frechheit besessen, dessen Fortsetzung zu schreiben, ohne ihn darüber zu informieren, offenbar sogar in dem Glauben, dies würde ihm schmeicheln.

Das war auch der Grund, warum der Autor, der seine Werke als H. G. Wells schrieb, an jenem heißen Mittag im Juni ein wenig gedankenverloren durch die Straßen Londons wanderte, der damals größten und stolzesten Metropole des Planeten. Er ging durch Soho und hielt auf die Taverne *Krone und Anker* zu, wo dieser Serviss, der in England weilte, ihn zum Lunch eingeladen hatte, weil er in

seiner heiligen Einfalt glaubte, ein gutes Essen und einige Pint Bier könnten ihrer beider Gedanken so beflügeln, dass sie am Ende brüderlich verschmolzen. Wenn alles gutging, würde das Essen jedoch nicht so verlaufen, wie der naive Serviss sich das dachte, denn Wells hatte ganz andere Pläne, und die hatten nichts mit einer Kommunion von Seelenverwandten zu tun, wie der Amerikaner sie sich vorstellte. Dabei hatte Wells keineswegs die Absicht, ein mutmaßlich bekömmliches Mittagessen in einen Schauprozess zu verwandeln, weil er seinen eigenen Roman als ein Meisterwerk betrachtete, welches durch die Tatsache, dass jemand einen zweiten Teil dazu verfasste, unweigerlich in den Schmutz gezogen würde. Nein, was der berühmte Schriftsteller einzig fürchtete, war, dass ein anderer mit seiner Idee mehr Geld machen könnte als er selbst. Diese Möglichkeit wühlte ihn innerlich sehr auf, ja, sie entfachte einen wahren Sturm in dem friedlichen Teich, mit dem er sein Seelenleben gern verglich.

Im Grunde war es aber so, dass er mit dem *Krieg der Welten* – wie mit allen seinen anderen Romanen auch – unzufrieden war, weil er damit seine eigentliche Absicht nicht erreicht hatte. Er erzählte darin, wie die Erde von Marsbewohnern angegriffen wurde, die im Besitz einer sehr viel höher entwickelten Technologie als die der Menschen waren. Und er setzte dabei auf denselben Verismus, mit dem schon Sir George Chesney seinen Roman *Die Schlacht bei Dorking* angereichert hatte, in dem von einer mutmaßlichen Invasion der Deutschen in England berichtet und an grausigen Einzelheiten nicht gespart wird. Mit einem ähnlichen Realismus, der von ebenso detailverliebten wie haarsträubenden Beschreibungen gestützt wurde, hatte Wells im *Krieg der Welten* davon erzählt, wie die Marsbewohner ohne

jede Mühe und ohne die geringste Gefühlsregung London zerstörten und die in der Stadt lebenden Menschen wie Kakerlaken zertraten. Innerhalb weniger Tage hatten unsere Weltraumnachbarn alle Werte und Selbstachtung der Erdenbewohner mit derselben Gleichgültigkeit in den Staub getreten, wie es die Briten in ihren Kolonien bei den Eingeborenen taten. Sie hatten den Planeten erobert, die Bevölkerung versklavt und die Erde zu einer Art Kurort für die Elite der Marsbewohner gemacht. Und nichts hatte sie aufhalten können. Absolut nichts. Mit dieser düsteren Fabel hatte Wells eine vernichtende Kritik an dem maßlosen britischen Imperialismus, den er aus tiefstem Herzen verabscheute, in die Öffentlichkeit tragen wollen. Da man jedoch glaubte, der Mars sei tatsächlich bewohnt – mit ganz neuen Teleskopen, wie dem des Italieners Giovanni Schiaparelli, waren auf der roten Marsoberfläche Linien zu sehen, die einige Astronomen, als seien sie selbst oben gewesen, sogleich als von einer intelligenten Zivilisation gegrabene Kanäle identifizierten –, hatten die Menschen wirklich Angst vor einer wie im Roman beschriebenen Invasion vom Mars, sodass diese die Aufmerksamkeit der Leser fesselte und sie vom eigentlichen Anliegen des Autors ablenkte. Doch um die Wahrheit zu sagen, hatte Wells das nicht sonderlich überrascht, denn Ähnliches war ihm schon mit seinem Roman *Die Zeitmaschine* passiert, in dem die blöde Apparatur, auf die sich der Buchtitel bezog, den Angriff auf die Klassengesellschaft seiner Zeit, der sich zwischen den Zeilen verbarg, völlig in den Schatten gestellt hatte.

Und jetzt hatte dieser Serviss, der in seiner Heimat einen gewissen Ruf als Wissenschaftsjournalist zu genießen schien, eine Fortsetzung von *Krieg der Welten* geschrieben, mit dem Titel: *Edison erobert den Mars*. Und wovon erzähl-

te Serviss? Nun, der Titel verriet es schon. Thomas Alva Edison persönlich war der Protagonist dieses Romanwerks. Seine zahllosen Erfindungen hatten ihn zu einer Art amerikanischen Helden gemacht, zur allgegenwärtigen Hauptfigur aller Arten von Romanen. In besagter Fortsetzung erfand der unsägliche Edison eine machtvolle Strahlenwaffe, und mit Unterstützung aller Länder der Welt baute er eine Flotte von Raumschiffen mit antigravitorischem Antrieb, die in Richtung Mars aufbrach, um Rache zu üben. Rache, das war sein Thema, nicht mehr und nicht weniger.

Als Serviss ihm seinen Roman geschickt hatte, begleitet von einem Brief, in dem er Wells' Werke so grotesk überschwänglich lobte, dass diesem schier schlecht davon wurde, und ihn mit weitschweifigen Windungen und Umschreibungen praktisch zu zwingen versuchte, seinem Folgewerk den Segen zu geben, da hatte Wells ihm nicht einmal geantwortet. Weder auf diesen Brief noch auf das halbe Dutzend weiterer, die Serviss danach noch schrieb und in denen er unermüdlich Wells' Zustimmung zu ergattern suchte, ja sogar dreist genug war – sich dabei auf Gemeinsamkeiten beziehend, die er in ihren beiden Romanen zu erkennen glaubte –, dem Engländer vorzuschlagen, gemeinsam einen Roman zu verfassen. Wells hatte ihm nie geantwortet, weil er, nachdem er den Roman gelesen hatte, von Zorn und Ekel übermannt worden war. Dieses kindische, steif und hölzern geschriebene Werk stellte eine schamlose Beleidigung für alle Schriftsteller dar, die, wie er selbst, sich bemühten, die Schaufenster ihrer Zunft mit mehr oder weniger anständigen Produkten zu füllen. Sein Schweigen hatte allerdings kein Versiegen der Briefschwemme zur Folge, sondern schien diese nur noch zu verstärken. In seinem letzten Brief nun bat der unverwüstliche

Serviss, da er in einer Woche nach London reise, ihn um die Freundlichkeit, seine Einladung zum Lunch anzunehmen und ihm die Freude zu machen, sich ein paar Stündchen ungestört mit seinem bewunderten Vorbild unterhalten zu können, mit dem er so viele Dinge gemeinsam habe. Also beschloss Wells, sein Schweigen, das ohnehin wirkungslos zu sein schien, zu brechen und die Einladung anzunehmen. Der Lunch schien ihm die beste Gelegenheit, sich vor den Kerl hinzusetzen und ihm zu sagen, was er wirklich von dessen Machwerk hielt. Serviss wollte seine Meinung hören? Seine ehrliche Meinung? Nun, er würde sie ihm sagen. Und ob er das würde! Er konnte sich schon vorstellen, wie der Lunch verlief: Mit unbewegter Miene würde er sich zu Serviss an den Tisch setzen, und mit ruhiger Stimme, die auf keinen Fall den in ihm lodernenden Zorn verriete, würde er diesem sagen, wie sehr ihn der zum Helden hochstilisierte Edison als Hauptfigur angewidert habe, und dass er den Erfinder der Glühbirne für einen wenig vertrauenerweckenden Typen hielt, der seine Erfindungen auf Kosten anderer entwickelte, ein übellauniger Kerl war und sein Vergnügen darin fand, todbringende Apparaturen zu entwerfen. Er würde ihm sagen, dass, mochte man es drehen und wenden, wie man wollte, sein Roman allein wegen der nicht vorhandenen literarischen Qualität und der niederträchtigen Handlung nicht mit dem *Krieg der Welten* zu vergleichen war. Er würde ihm sagen, dass die Botschaft seines Romans der des eigenen diametral entgegengesetzt war und besser zu einem patriotischen Pamphlet passen würde, da die naive Moral, die aus diesem abscheulichen Stoß von Blättern herauszulesen sei, auf nichts anderes hinauslief, als sich besser nicht mit der Menschenrasse anzulegen, oder genauer: dass es wenig ratsam sei, dem großen Tho-



mas Edison und den Vereinigten Staaten in die Quere zu kommen. Genau das würde er ihm sagen und dazu noch den besonderen Reiz auskosten können, nachdem er sich den Groll von der Seele geredet hatte, diesen Hanswurst von Serviss das Essen bezahlen zu lassen.

Wells war so in seine Gedanken versunken gewesen, dass er, wieder in die Wirklichkeit zurückkehrend, verwundert feststellte, wie seine Schritte ihn in die Greek Street gelenkt hatten, was völlig unnötig war, und er nun vor dem alten, mittlerweile geschlossenen Theater mit der Hausnummer zwölf stand. Lassen Sie sich jedoch nicht von seiner erstaunten Miene täuschen, denn nichts war hier zufällig, da alles im Leben dieses Schriftstellers einem Vorsatz gehorchte, nichts aufs Geratewohl geschah oder einer spontanen Eingebung folgte. Wells war ganz bewusst hier vorbeigekommen; auch wenn er jetzt versuchte, seinen armen Füßen die Schuld zu geben, hatte er es genau auf dieses Theater abgesehen gehabt, dessen Front er mit einem Ausdruck betrachtete, den man nur als heiligen Zorn bezeichnen konnte. Und da ich, im Gegensatz zu Ihnen, die Gründe kenne, die ihn veranlasst haben, hier stehen zu bleiben, sowie auch die Gedanken, die ihn jetzt bestürmen, kann ich ziemlich genau abschätzen, dass er mindestens zehn Minuten in seinen Betrachtungen verharren wird; Zeit genug, um Sie in dieser Geschichte willkommen zu heißen. Gute Erziehung ist neben dem Lachen und dem Ehebruch eines der wenigen Dinge, die uns von den Tieren unterscheiden, und ich erlaube mir den Gedanken, in meiner Eigenschaft, wenngleich sie eine besondere ist, nicht mit Tieren in Verbindung gebracht werden zu können. Betrachten Sie sich also als herzlich willkommen geheißen, und machen Sie sich bereit für eine Geschichte

voll der überschwänglichsten Gefühle, in denen sowohl romantisch veranlagte Damen für die ebenso anbetungswürdige wie gottlose Miss Harlow schwelgen können, die Ihnen vorzustellen ich später das Vergnügen haben werde, als auch beherzte und kühne Männer, die sich von den unglaublich aufregenden Abenteuern mitreißen lassen, welche unsere Helden erleben, allen voran der kleine Mann mit dem Vogelgesicht, der jetzt mit ernster Miene vor dem Theater in der Greek Street steht. Schauen Sie sich ihn genau an. Sie sehen seine auffallend schlanke Figur, sein blondes Oberlippenbärtchen, das seinem kindlichen Gesicht eine männliche Note verleihen soll, den zarten Schwung seiner Lippen und die hellen, lebhaften Augen, in denen man das Aufblitzen einer ebenso scharfen wie wenig praktischen Intelligenz unmöglich übersehen kann. Doch trotz seines gewöhnlichen und wenig heldenhaften Äußeren wird Wells derjenige sein, der die Hauptrolle in dieser Geschichte spielt, deren tatsächlicher Beginn schwer auszumachen ist, die jedoch für ihn – und natürlich für Sie alle – an diesem beschaulichen Morgen des Jahres 1898 beginnt; einem ungewöhnlich strahlenden Morgen, der, wie Sie sehen werden, den Schriftsteller nicht ahnen lässt, dass er in wenigen Stunden eine unglaubliche und wundersame Entdeckung macht, die sein bisheriges Weltbild vollkommen auf den Kopf stellen wird.

Aber ich will nicht lange drum herumreden und Ihnen endlich verraten, was Sie sich bestimmt schon seit einigen Minuten fragen: Warum ist Wells vor diesem alten Theater stehen geblieben? Voller Bedauern vielleicht, dass ein Musentempel geschlossen war, in dem er die besten Theaterstücke seiner Zeit gesehen hatte? Nichts dergleichen. Wie Sie feststellen werden, war Wells nicht anfällig für sen-

timentale Regungen. Er war vielmehr stehen geblieben, weil in diesem alten Theater ein paar Jahre zuvor ein ganz spezielles Unternehmen namens ZEITREISEN MURRAY untergebracht gewesen war. Bedeutet dieses feine Lächeln bei einigen von Ihnen, dass Ihnen diese Firma bekannt vorkommt? Ich muss Ihnen mit leichtem Erröten gestehen, das macht mich ausgesprochen glücklich; aber ich muss auch auf meine übrigen Leser Rücksicht nehmen, und da ich neben verschmitztem Lächeln auch eine ganze Reihe hochgezogener Augenbrauen sehe, hervorgerufen zweifellos von dem seltsamen Namen dieses Unternehmens, möchte ich den neu Hinzugekommenen erklären, dass hier vor zwei Jahren ein sonderbares Etablissement seine Tore geöffnet hatte, um den wahrscheinlich hochfliegendsten Traum des Menschen Wirklichkeit werden zu lassen: die Zeitreise. Einen Traum, den Wells mit seinem ersten Roman *Die Zeitmaschine* unter seinen Zeitgenossen wachgerufen hatte. Das Eröffnungsangebot dieses bemerkenswerten Unternehmens bestand aus einer Reise in die Zukunft, genauer gesagt zum 20. Mai des Jahres 2000; dem Tag, an dem die entscheidende Schlacht um das Schicksal der Menschheit stattfand, so wie sie auf einem immer noch an der Wand des Theaters klebenden Plakat zu sehen war, welches den tapferen Hauptmann Shackleton zeigte, der das Schwert gegen seinen Erzfeind Salomon, den König der Maschinenmenschen, schwang. Noch sollte es über ein Jahrhundert dauern, bis diese denkwürdige Schlacht entbrannte, in der der tapfere Hauptmann die menschliche Rasse vor der Ausrottung bewahrte, wenngleich – dank ZEITREISEN MURRAY – bereits halb England besagte Schlacht gesehen hatte. Obwohl der Preis für die Fahrkarte beträchtlich war, hatten die Menschen wie für eine

neue Oper vor dem Eingang Schlange gestanden, um jener Schlacht beizuwohnen, die ihren armen sterblichen Existenzen verwehrt bleiben würde. Alle außer Wells, dessen Roman das alles ausgelöst hatte und der sich einer Reise in die Zukunft stets verweigerte, obwohl er mehrmals vom Chef des Unternehmens, Gilliam Murray, persönlich eingeladen worden war, welch selbigen die Zeitungen in ihrer typischen Mischung aus Anbiederung und Einfallslosigkeit schon bald als den «Herrn der Zeit» apostrophierten und dessen überraschender Tod in der vierten Dimension die ganze Welt bewegt hatte, was möglicherweise damit zu tun hatte, dass mit ihm auch das Geheimnis der Zeitreisen gestorben war. Wells war vermutlich der einzige Mensch auf der Welt, der nicht eine Träne um den fetten Angeber verloren hatte, zu dessen Gedenken auf einem Platz in der Nähe sogar ein Denkmal errichtet worden war. Dort stand er arrogant lächelnd auf einem Sockel in Form einer Uhr und kitzelte mit einer seiner mächtigen Pranken die Luft, als wolle er einen Zauber herbeilocken, während die andere auf dem Kopf seines Hundes Eterno ruhte, den Wells mindestens so verabscheute wie dessen Herrchen, was aber nicht der mechanischen Treue zuzuschreiben war, die er diesem entgegenbrachte, sondern vielmehr einer generellen Furcht vor Hunden, seit ihn als Kind auf dem Weg nach Bromley ein riesiger Hund angesprungen und so zielstrebig in die Hand gebissen hatte, dass ihm unwillkürlich der Gedanke gekommen war, die Bestie habe nach einem vorgefassten Plan gehandelt.

Darum war er an dieser Stelle stehen geblieben; weil ihn das Theater an die Folgen erinnerte, die er schon einmal zu tragen gehabt hatte, weil er jemandem gesagt hatte, was er wirklich von dessen Roman hielt. Bevor Gilliam Mur-

ray nämlich zum Herrn der Zeit wurde, war er ein junger Mann gewesen, der eine viel bescheidenere Verwandlung anstrebte: Er wollte Schriftsteller werden. In jener Zeit, vor drei Jahren, hatte Wells ihn kennengelernt. Der zukünftige Millionär hatte ihn damals gebeten, ihm bei der Veröffentlichung eines ungenießbaren Romans zu helfen, den er geschrieben hatte, woraufhin ihm Wells unnötig deutlich zu verstehen gegeben hatte, was er von dem Werk hielt. Diese gnadenlose Aufrichtigkeit machte sie unweigerlich zu Feinden, wie ich Ihnen bei anderer Gelegenheit bereits in allen Einzelheiten geschildert habe und woraus Wells eine Lehre zog: Es gibt Momente im Leben, da ist es besser, zu lügen. Denn was hatte es gebracht, Murray die ungeschminkte Wahrheit zu sagen? Nichts. Hätte er das nicht getan, wäre alles ganz anders gekommen. Und was würde es bringen, Serviss die Wahrheit zu sagen, fragte er sich jetzt. Wahrscheinlich ebenfalls nichts. Es war zweifellos besser, nicht die Wahrheit zu sagen. Doch wenn Wells auch in vielen Bereichen des Lebens lügen konnte, ohne dass seine Stimme zitterte, so gab es unglücklicherweise einen, in dem er nicht anders als aufrichtig sein konnte: Wenn ihm ein Roman missfiel, war er nicht imstande, das Gegenteil zu verkünden. Seiner Meinung nach wurde ein Mensch hauptsächlich nach seinem Geschmack beurteilt, und er fand die Vorstellung unerträglich, für jemanden gehalten zu werden, dem der Roman *Edison erobert den Mars* gefiel.

Nach einem Blick auf die Uhr stellte der Schriftsteller fest, dass er nicht länger vor dem Theater verweilen durfte. Es wurde Zeit für seine Verabredung, und so warf er einen letzten Blick auf das Gebäude, verließ Soho über die Charing Cross Road und ging zu der Taverne, in der er mit

Serviss verabredet war. Er hatte sich zwar vorgenommen, den Amerikaner warten zu lassen, um von vornherein seine absolute Verachtung für das, was dieser getan hatte, herauszustellen, doch wenn Wells etwas noch mehr verabscheute, als seinen guten Geschmack zu verleugnen, dann war es, zu spät zu einer Verabredung zu kommen, da er der gutgläubigen Ansicht war, wenn er pünktlich sei, würde man aufgrund einer Art kosmischen Gleichgewichts auch ihn nicht warten lassen. Bislang hatte er allerdings noch nicht feststellen können, dass das eine das andere beeinflusste, denn mehr als einmal hatte er wie ein stocksteifer Gimpel an einer Straßenecke gestanden oder als einsamer Tischgast in einem gutgefüllten Restaurant gewartet. Also überquerte Wells nun die lärmende Strand Avenue, auf der sich das Gewimmel des Universums zusammenzuballen schien, legte an Tempo zu und fiel in dem Sträßchen, in dem die Taverne lag, in einen anmutigen Trab. Auf diese Weise erreichte er den Ort seiner Verabredung mit beispielhafter Pünktlichkeit, wengleich ein wenig atemlos.

Da er nicht wusste, wie Serviss aussah, verlor Wells keine Zeit damit, durch die Fenster ins Innere zu spähen, wie das sonst seine Gewohnheit war: So pflegte er sich zu vergewissern, ob seine Verabredung schon eingetroffen war, und falls nicht, verdrückte er sich in die nächste Gasse, kam ein paar Minuten später in aller Ruhe zurück und vermied es auf diese Weise, im Lokal warten zu müssen und sich den mitleidigen Blicken der Gäste auszusetzen. Da ein solches Vorgehen heute keinen Sinn ergab, betrat Wells entschlossen das Restaurant und blieb mitten im Lokal stehen, damit dieser Serviss ihn sehen konnte, ließ seinen Blick über die Tische schweifen und hoffte, dass der Amerikaner schon da war und ihn davon erlöste, von den Anwesenden

begafft zu werden. Zum Glück hob fast im selben Moment ein hagerer kleiner Mann von etwa fünfzig Jahren, den das Leben hart mitgenommen zu haben schien, grüßend den rechten Arm und ließ unter seinem buschigen Schnauzbart ein blasses Lächeln erkennen. Als Wells klarwurde, dass dies Serviss sein musste, glättete sich seine verdrießliche Miene. Er hätte sich einen bedrohlichen und großspurigen Widersacher gewünscht, um keine Gewissensbisse haben zu müssen; stattdessen sah der Mann aus wie ein magerer, halbverhungertes Geier. Er musste sich in Erinnerung rufen, was dieser Kümmerling getan hatte, um das Mitleid zu verscheuchen, das dessen Äußeres in ihm weckte, während er auf die Nische zuing, in der dieser ihn erwartete. Serviss erhob sich und breitete die Arme aus, und seine Gesichtszüge entgleisten schier, als er ihm entgegenlächelte wie ein Waisenkind, das darauf hofft, adoptiert zu werden.

«Welch eine Ehre, Welch ein Vergnügen, Mr. Wells!», rief er unter allen möglichen Demutsgesten, unter denen nur noch der Bückling fehlte. «Sie ahnen nicht, wie ich mich freue, Sie kennenzulernen. Bitte nehmen Sie Platz, haben Sie die Güte! Ein Pint? Kellner, bitte noch eine Runde, dieses Gespräch unter Großschriftstellern muss entsprechend begossen werden. Die Welt würde es sich nie verzeihen, wenn unsere hochfliegenden Reflexionen wegen ausgetrockneter Kehlen versiegteten.» Nach dieser überstürzten Rede, die zur Folge hatte, dass der Kellner, der sich in den gegenständlichen und handgreiflichen Dingen des Lebens gewiss gut auskannte, ihnen beiden einen verächtlich herablassenden Blick zuwarf, wie er ihn für Leute aufsparte, die sich mit etwas so Luftigem wie Kunst befassten, heftete Serviss seine Äuglein auf Wells. «Sagen Sie, George; ich darf Sie doch George nennen? Wie fühlen